

Evelyn Sanders

Muss ich denn schon
wieder verreisen?

Roman

Knaur Taschenbuch Verlag

Dieser Titel erschien im Knaur Taschenbuch Verlag 2003
bereits unter der Bandnummer 62119.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Vollständige Taschenbuch-Neuausgabe August 2012
Knaur Taschenbuch
© 2003 Schneekluth Verlag GmbH, München
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: N. Reitze de la Maza
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-51246-3

2 4 5 3 1

Kapitel 1

Angefangen hatte alles mit den Blumenzwiebeln oder, um es korrekt botanisch auszudrücken, mit den Rhizomen. Aus denen waren nämlich immer schwarzgraue Blüten gekommen, obwohl Irene doch ausdrücklich rosafarbene geordert hatte. »Entweder kann er meine Schrift nicht entziffern, oder sein Deutsch ist ähnlich umfassend wie mein Hebräisch«, hatte sie vermutet und ihre nächste Bestellung der *Oncocyclus Susiana* mit pinkfarbenen Filzstiftstrichen umrahmt. »Ich kann bloß Shalom und Masel tow.«

»Für eine Geschäftskorrespondenz nicht gerade viel«, bestätigte ich. »Was heißt das überhaupt?«

»Guten Tag.«

»Das weiß ich auch. Ich meine doch das andere.«

»Masel tow? Ich glaube, das läßt sich überall verwenden. Damit kannst du jemandem zum Geburtstag gratulieren, gute Reise wünschen oder ihn trösten, wenn er von der Leiter gefallen ist und sich das Bein gebrochen hat. Es hätte ja auch sein Hals sein können.«

»Also ein Wort mit vielfältiger Bedeutung. Na dann: Masel tow!« Ich zeigte auf den inzwischen zugeklebten und frankierten Luftpostbrief. »Mögen die künftigen Susianas endlich in rosa Schönheit erblühen!«

»Das tun sie vermutlich erst dann, wenn ich dem Kerl persönlich auf die Bude rücke und mir die Knollen selber abhole. Dabei weiß ich bloß, daß er seine Gärtnerei in einem Kibbuz irgendwo beim See Genezareth hat.«

Wenigstens davon hatte ich schon mal etwas gehört. »Bißchen weit für einen Wochenendausflug.«

»Eben! Und deshalb werde ich meinen Kunden klarzumachen versuchen, daß die Farbangabe im Prospekt ein Irrtum meinerseits war und dieses exotische Gewächs nur dunkelgrau blüht. Frau Meyer-Sinderfeld wird das allerdings nicht gefallen. Sie hat nämlich rosafarbene Polster.«

»Sie hat *was*?«

Irene ließ sich in ihren Schreibtischsessel sinken und griff nach einer Zigarette. »Meine zum Teil sehr elitäre und häufig auch leicht überkandidelte Kundschaft legt manchmal Wert auf Pflanzen, die mit dem Ambiente von Wintergarten und Terrasse harmonieren. Frau Meyer-Sinderfeld lebt in einer Pralinenpackung – weißlackierte Rattanmöbel mit roséfarbenen Auflagen; Betonung auf der zweiten Silbe!«

Langsam begriff ich. »Und dazu braucht sie das passende Gemüse? Warum nimmt sie keine Petunien?«

»Die sind ihr zu ordinär.«

Ich dachte an den Wildwuchs in unserem Garten, in dem sich ein paar mutige Dahlien gegen Klee und Löwenzahn zu behaupten versuchen, und an die von Weinlaub umrankte Terrasse, auf der ein paar Kübel mit den Produkten irgendwelcher Samentüten stehen. Nicht mal Sohn Sven mit seinem Gärtnerdiplom kann alle Gewächse identifizieren. Sollte es tatsächlich Leute geben, die ihre Blumen auf die Farbe ihrer Sonnenliege abstimmen? »Was machst du, wenn jemand braune Möbel hat?«

»Den Fall hatte ich schon«, sagte Irene lachend. »Herr Dr. Dr. Gutermund bevorzugt tabakfarbenes Mobiliar, angefangen von den Bodenfliesen bis zur Markise. Jetzt hat er neben seiner Terrasse ein großes Spalier mit Kiwipflanzen. Und ab mittags keine Sonne mehr!« Sie griff nach dem Stapel Geschäftspost und stand auf. »Ich muß den Kram noch zum Briefkasten bringen. Kommst du mit?«

»In drei Stunden geht mein Flieger«, antwortete ich, »und ich habe noch nicht mal gepackt.«

Während Irene den in Ehren – nein, nicht ergrauten, das war er von Natur aus – angerosteten Kombi aus der Parklücke zwischen den beiden Eichen bugsierte, stieg ich die Treppe ins obere Stockwerk hinauf, vergaß auch nicht, die auf der untersten Stufe abgelegten und auf den Weitertransport wartenden Sachen aufzusammeln (diesmal waren es nur zwei Bücher, eine Glühbirne und eine leere Blumenvase), lud oben alles auf dem Korb Tisch ab und betrat das Gästezimmer.

Wer häufig mehr oder weniger freiwillig bei Verwandten oder Bekannten übernachten muß, weiß, wie die sogenannten Gästezimmer meistens aussehen. In der Regel wird das ehemalige Kinderzimmer, also der kleinste Raum, dazu ernannt, aus dem Sohn oder Tochter schon seit Jahren ausgezogen sind und das vollgestopfte Regal mit Plüschtieren, Comic-Heften, Federballschlägern und den Erzeugnissen des Werk- beziehungsweise Handarbeitsunterrichts bei Gelegenheit mal abholen wollen. Sie sind bloß noch nicht dazu gekommen. Sein Bett allerdings hat der Nestflüchter beim Auszug mitgenommen, weshalb an seine Stelle das eichene Monstrum von Oma getreten ist, das man damals bei der Wohnungsauflösung nicht loswerden konnte. Und für den Sperrmüll war das gute Stück natürlich viel zu schade gewesen, immerhin sechzig Jahre alt und noch echte deutsche Wertarbeit. Auf dem Bett steht der Korb mit Bügelwäsche, daneben liegen zwei Handtücher für den Gast.

Im Kleiderschrank, häufig auch ein Erbstück längst verblichener Verwandter und deshalb mit einer fantasievollen Konstruktion aus mehreren Einweckgummis zusammengehalten, weil der Schlüssel fehlt und sonst die Türen immer aufgehen würden, hängt wahlweise die Sommer- oder Wintergarderobe der gesamten Familie. Zwei oder drei leere

Kleiderbügel ermöglichen es dem Gast, wenigstens die beiden Blusen und eine der Hosen aus dem Koffer zu holen. Der Rest bleibt drin. Vor dem Fenster steht die Nähmaschine, zugedeckt mit einem alten Tischtuch, hinter der Tür lehnt das Bügelbrett und, wenn man Pech hat, auch noch der Staubsauger, den die Gastgeberin morgens um sieben braucht, weil sie schnell noch die Salzstangenkrümel vom Vorabend beseitigen will, bevor der Gast aufsteht.

Der ist aber längst wach, denn die ebenfalls sechzig Jahre alte Matratze hat ihm eine sehr unruhige Nacht beschert. Außerdem liegt sein Zimmer zur Straße hinaus, und die führt direkt zur Autobahn.

Dann gibt es noch das provisorische Gästezimmer, aus dem das vierjährige Kind des Hauses ins elterliche Schlafgemach umquartiert worden ist, dafür aber im Morgengrauen vor der Campingliege des Gastes steht, ihm ein dickes Buch auf den Magen knallt und ihm unmißverständlich klarmacht, daß er jetzt die Geschichte von den drei kleinen Schweinchen vorlesen soll.

Ich habe schon im Hobbykeller geschlafen und im neben dem Haus abgestellten Wohnwagen, habe auf einem zu kurzen Sofa genächtigt oder auch mal auf einer Luftmatratze, und deshalb bin ich jedesmal aufs neue begeistert, wenn ich zu Irene komme.

Sie wohnt in Berlin, genauer gesagt in Zehlendorf, in einem schon etwas altersschwachen Haus, das der Stadt gehört und bei Renovierungsarbeiten immer zu kurz gekommen ist. Den letzten Anstrich hat es vermutlich gleich nach der Währungsreform gekriegt, doch die schwärzliche Fassade wird größtenteils von wildem Wein verdeckt. Außerdem liegt es etwas abseits der Straße, wo der alte Baumbestand gnädig den direkten Blick auf das marode Gemäuer versperrt. Drum herum befindet sich ein großer Garten, der vorne verwildert ist, sich hinter dem Haus jedoch zu einer

gepflegten Rasenfläche erweitert mit Blumenrabatten und herrlichen alten Bäumen. Überall am Zaun stehen dichte Büsche, die jedem Unbefugten den Einblick in den hinteren Teil des Gartens verwehren. Dachten wir! Als wir aber an einem heißen Sommertag in der Sonne brutzelten und uns zwecks nahtloser Bräunung auch noch der Bikinihöschen entledigt hatten, erklang plötzlich hinter uns eine männliche Stimme: »'tschuldigung, die Damen, aba det Klingeln hat wohl keener jehört, und ick hab' hier 'nen Einschreibebrief!«

Betritt man das Innere dieses Hexenhäuschens, dann ist man überrascht. Große hohe Räume bringen die recht eigenwillige Mischung von Ikea und früheren Jahrhunderten voll zur Geltung. Neben der handbemalten Bauerntruhe steht etwas Hochbeiniges mit viel Glas außen und handgeschliffenen Gläsern drinnen; der runde Eßtisch mit den Lehnstühlen stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Der Bauernschrank fürs Geschirr trägt die Jahreszahl 1711, die schwarze Ledergarnitur in der Sitzecke ist knapp zwei Jahre alt. Der wunderschöne Tisch davor hat bereits drei Kriege überdauert, und den kleinen Sekretär im Nebenzimmer mit den Goldbeschlagen hat Irenes Vater schon von seinem Opa geerbt.

Doch das Mobiliar allein macht nicht das Flair dieses Hauses aus. Die Kleinigkeiten sind es, die jeden Besucher faszinieren. Ein alter Backtrog zum Beispiel, angefüllt mit bunten Steinen, die auf vielen Reisen in vielen Ländern gesammelt worden waren. Oder der wacklige Klavierschemel aus Kaiser Wilhelms Zeiten mit der Suppenterrine aus Meißner Porzellan obendrauf; die Kupferschale mit farbigen Samenkapseln, in einem Fenster leuchtend blaue Glaskugeln, an den Wänden alte Stiche, moderne Drucke und dazwischen auch mal eine spanische Marionettenpuppe.

Überall stehen Kerzenhalter mit farbigen Kerzen. Im großen aus Sterlingsilber stecken rosa Kerzen, in den gläsernen

dunkelblaue, auf einem dreieckigen Beistelltischchen flackert eine dicke honigfarbene Wachskerze, und auf dem Couchtisch haben die Kristalleuchter ihren Stammplatz. Und was das erstaunlichste ist, sie erfüllen nicht nur einen dekorativen Zweck, nein, die Kerzen werden alle angezündet, sobald es draußen zu dämmern beginnt.

»Früher haben wir die Dinger immer angesteckt, um die kalte Bude wenigstens optisch zu erwärmen«, hatte Irene erläutert, als ich mich einmal über diese Illumination wunderte, »doch irgendwann war ich die ewigen Reklamationen leid, habe der Stadt per Einschreiben meinen demnächst zu erwartenden Tod durch Erfrieren angekündigt, und dann endlich haben sie die antiquierte Zentralheizung erneuert. Da waren die Kerzen aber schon fester Bestandteil meines Haushaltsbudgets.«

Ähnlich liebevoll wie die anderen Räume ist auch das Gästezimmer ausgestattet. Neben dem äußerst bequemen, weil neuzeitlichen Bett gibt es eine Sitzecke, unter dem Fenster steht eine uralte Puppenstube, mit der man richtig spielen kann, der Kleiderschrank ist leer, und auf der ebenfalls leeren Kommode liegt eine verzweigte, auf Hochglanz polierte Wurzel, an der lauter Modeschmuck hängt (bei Bedarf zu benutzen!). Leseratten können sich am Bücherregal bedienen, Fantasielose den kleinen Fernseher einschalten. Programmheft vorhanden.

Während ich meine Sachen zusammensuchte und in den Koffer stopfte, rechnete ich nach, wie lange Irene und ich uns schon kannten. Fünf Jahrzehnte und noch ein bißchen darüber. Wir sind nämlich zusammen eingeschult worden.

An diesen Tag kann ich mich noch recht gut erinnern. Zum erstenmal durfte ich den neuen dunkelblauen Rock mit passendem Bolerojäckchen und die ebenfalls neue weiße Bluse anziehen, und dann schlappte ich an der Seite meiner Großmutter mit reichlich gemischten Gefühlen in meinen künfti-

gen Weisheitstempel. In einem Arm hielt ich die viel zu große Schultüte, die andere Hand hatte Omi umklammert, weil meine Schritte immer langsamer wurden, je mehr wir uns der Schule näherten.

Normalerweise pflegen die Mütter ihre Sprößlinge auf ihrem ersten schweren Gang zu begleiten, doch wir hatten Krieg. Mein Vater marschierte siegend durch Frankreich, während meine Mutter im Besetzungsbüro der TOBIS in Babelsberg versuchte, bereits kriegsdienstverpflichtete Schauspieler für den nächsten Film freizustellen – was ihr auch meistens gelang, denn Kintopp war wichtig. Brot und Spiele hatten schon die alten Römer dem Volk versprochen, damit es von den Eroberungskriegen ein bißchen abgelenkt wurde. Na ja, und Brot kriegten wir damals auch noch genug, allerdings auf Marken.

Schon auf dem Schulhof, wo wir uns allmählich sammelten, hielt Omi Ausschau nach potentiellen Freundinnen für mich. Ich war ja ein Einzelkind und als solches ziemlich schüchtern.

»Guck mal, die Kleine da drüben mit den blonden Zöpfen sieht doch recht ansprechend aus«, sagte sie und pirschte sich näher an die Auserwählte heran. »Ihre Mutter macht auch einen sehr soliden Eindruck.«

Den soliden Eindruck vermittelten zweifellos der Hut und die weißen Glacéhandschuhe, und bei der ansprechenden Kleinen dominierte die steif gestärkte Haarschleife, für Omi ein untrügliches Zeichen für häusliche Ordnung. Immerhin trug ich auch so einen Propeller auf dem Kopf und wußte, daß Omi die breiten Bänder nach dem Waschen immer erst durch Zuckerwasser zog und dann unter Seidenpapier bügelte, weil sie sonst am Eisen festgeklebt wären.

Eine erste Kontaktaufnahme mit der soliden Mutter ergab allerdings, daß sie am entgegengesetzten Ende der Riemeisterstraße wohnte, also viel zu weit entfernt, um eine intensi-

vere Beziehung aufzubauen. Ich wurde sowieso nicht gefragt.

Das nächste von ihr angepeilte Objekt war ein schon recht großes Mädchen mit Kurzhaarfrisur, einer ebenfalls sorgfältig gebundenen Haarschleife und einer schmalbrüstigen Begleitperson, die einen gouvernantenhaften Eindruck machte. Es war auch eine! Nein, sie sei nicht die Mutter, teilte sie Omi kurz angebunden mit, die Eltern des Kindes, Herr und Frau von Rothenfelde (oder so ähnlich), seien in diplomatischer Mission unterwegs, und überhaupt werde Irmgard demnächst im Ausland leben.

Omi schluckte die Abfuhr mit einem lebenswürdigen Lächeln, flüsterte mir so was wie »paßt sowieso nicht zu uns« ins Ohr und gab weitere Annäherungsversuche auf, weil wir alle in die Aula gebeten wurden.

Anschließend im Klassenzimmer wurden wir in alphabetischer Reihenfolge aufgerufen und mußten uns nacheinander in die Bänke setzen. »Nur für heute, später könnt ihr natürlich die Plätze tauschen«, versprach die Lehrerin, denn die ersten Tränen waren schon geflossen, weil Freundinnen getrennt worden waren.

Neben mir schob sich ein dunkelhaariges Mädchen in die Bank. Es war mir schon in der Aula aufgefallen, weil es irgendwie aus dem Rahmen fiel. Es hatte nämlich leicht schräg stehende Augen, hohe Wangenknochen und sah überhaupt etwas fremdländisch aus. »Hier bleibe ich nicht sitzen«, wisperte es mir sofort zu, »morgen setze ich mich zu Anita, aber die fängt mit einem anderen Buchstaben an, deshalb muß sie erst mal nach hinten.«

»Bist du von hier? Du siehst so anders aus.« Kinder pflegen selten besonders taktvoll zu sein.

»Natürlich bin ich von hier!« kam es empört zurück. »Und wieso sehe ich anders aus?«

»Weiß ich auch nicht. Eben anders.«

»Du hast ja 'nen herrlichen Knall!«

So begann meine Bekanntschaft mit Irene. Jahre später, als wir schon die Schulzeit hinter uns hatten, erwähnte sie einmal beiläufig, daß sie bereits im Säuglingsalter von ihren Eltern adoptiert worden sei und niemand etwas über ihre eigentliche Herkunft wisse. »Ich vermute einen mongolischen Ururgroßvater, der sich in seinem Zelt eine indische Sklavin gehalten hat. Oder umgekehrt, der Maharani hat ihr mongolischer Leibwächter gefallen. Blicke nur die Frage zu klären, weshalb der illegitime Nachkomme nicht ersäuft worden, sondern auf rätselhafte Weise in Europa gelandet ist.«

Jedenfalls hat Irene den unbekanntem Vorfahren ihr apartes Aussehen zu verdanken.

Zu meinem heimlichen Bedauern wurde sie damals noch nicht meine Freundin. Dabei bewunderte ich sie rückhaltlos. Im Gegensatz zu mir war sie überhaupt nicht schüchtern, gehörte schon bald zu den Beliebtesten in der Klasse – auch bei der Lehrerin –, war eine gute Schülerin und unschlagbar im Sportunterricht. Leider hing sie ständig mit Anita zusammen, die im Haus gegenüber wohnte und mit der sie schon im Sandkasten gespielt hatte.

Das änderte sich erst, als wir »kinderlandverschickt« wurden. Anita kam nach Bayern, weil sie dort Verwandte hatte, die nicht so Glücklichen wurden nach Ostpreußen verfrachtet und Pflegeeltern anvertraut. Ich landete auf einem kleinen Bauernhof, Irene bei einer alleinstehenden älteren Dame, die zwar lieb und nett, aber auch ziemlich langweilig war. Weit weg von zu Hause und zumindest anfangs noch mit einer gehörigen Portion Heimweh behaftet, schlossen wir Berliner uns natürlich enger zusammen, zumal uns die Dorfkinder zunächst mit scheelen Blicken ansahen und uns auslachten, wenn wir schreiend vor den frei herumlaufenden Gänsen mit ihren drohend gereckten Hälsen türmten.

Den ostpreußischen Dialekt verstanden wir auch nicht. Lediglich in der Schule sammelten wir ein paar Pluspunkte, denn wir waren mit dem Unterrichtsstoff viel weiter und freuten uns immer auf die regelmäßigen Diktate, bei denen wir mit zwei oder drei Fehlern abschnitten, während die ›Dorfdeppen‹ bei einem Dutzend erst anfangen.

Bevor die große Evakuierung in Ostpreußen begann, holte mich meine Mutter auf abenteuerliche Weise aus dem Henkessel heraus. Das Kriegsende erlebten wir einigermaßen unbeschadet in Berlin, und als sich die Verhältnisse wieder zu normalisieren begannen und die Amerikaner unseren Sektor übernommen hatten, traf ich eines Tages Irene in der Ladenstraße.

Von da an sahen wir uns beinahe täglich; morgens in der Schule, denn die hatte wieder ihre Pforten geöffnet, nachmittags, wenn wir Schlange standen, sei es vor dem Bäcker, dem Metzger oder auch mal mit zwei Briketts unterm Arm beim Friseur zur ersten Dauerwelle. Anita kam aus ihrem bayrischen Asyl, Gerda, die vom Kriegsende in Thüringen überrascht worden war, stieß zu uns, und kurze Zeit später war auch Regina wieder da. Unsere ehemalige Clique war komplett. Von den anderen Mitschülerinnen wußten wir kaum etwas, zum Teil waren sie gar nicht nach Berlin zurückgekommen, zum Teil besuchten sie andere Schulen, und einige werden wohl den Krieg nicht überlebt haben.

Da die meisten Schulgebäude in Berlin durch Bomben zerstört waren, mußten die erhaltenen von mehreren Schulen benutzt werden, was nicht nur weniger Stunden, sondern auch Schichtunterricht bedeutete – eine Woche vormittags, die nächste nachmittags. Bei uns hatte sich das Arndt-Gymnasium einquartiert, erstaunlicherweise eine Jungenschule, während wir eine Mädchenschule waren. Von Koedukation hielt man damals noch nicht so viel. Anhand der öfter mal an der Tafel hinterlassenen Matheaufgaben gelangten wir zu

dem Schluß, daß wir unseren Klassenraum mit einem etwas älteren Jahrgang teilten; Wurzelziehen hatten wir noch nicht gehabt.

Wer auf die Idee gekommen ist, weiß ich nicht mehr, aber geboren wurde sie während einer der tödlich langweiligen Biologiestunden, wenn wir unter der Bank Karl May lasen, Schiffe versenken spielten oder uns auf ähnliche Weise beschäftigten.

»Ich möchte zu gern mal wissen, wer noch auf meinem Platz hockt«, flüsterte die hinter mir sitzende Anita. »Das muß ein ausgemachtes Ferkel sein. Zwei Tintenflecke sind ja von mir, aber die anderen siebzehn gehen nicht auf mein Konto.« Sorgfältig umrahmte sie die Corpora delicti auf ihrem Tisch mit Rotstift. »Dem Kerl sollte man mal die Leviten lesen.«

»Tu's doch!« flüsterte ich zurück. »Hinterlaß einfach einen Zettel unter der Bank.«

In der großen Pause brüteten wir gemeinsam über einem Schreiben, das zwar einerseits tadelnd, andererseits aber auch versöhnlich klingend Anitas Empörung zum Ausdruck bringen sollte. Da wir uns über die Anrede nicht einigen konnten – sie variierte zwischen »Lieber Mitbenutzer« bis zu »Altes Dreckschwein« –, verzichteten wir ganz darauf, und was schließlich auf der herausgerissenen Heftseite zu lesen war, klang ungefähr so: »Wenn Du Deinen Füller unbedingt in der Schule saubermachen muß, dann bring das nächste Mal wenigstens ein paar Löschblätter mit! Mein Tisch sieht inzwischen aus wie ein Blatt vom Polypodium (auch Gemeiner Tüpfelfarn genannt)!«

Am darauffolgenden Tag fanden wir prompt eine Antwort. »Welchen Tüpfelfarn meinst Du genau? Es gibt über 7000 Arten davon. Gruß, Bertram.« Und als PS stand drunter: »Die Flecken stammen übrigens nicht von mir, ich benutze nämlich grüne Tinte.«

Zu meiner Überraschung entdeckte ich unter meiner Bank ebenfalls einen Zettel. »Kannst Du Dein Butterbrotpapier nicht in den Papierkorb werfen, wo es hingehört?«

Eine hektische Suche unter allen Bänken setzte ein, und zum Teil war sie auch erfolgreich. Es hatten noch ein paar andere Knaben Kommunikationsversuche gestartet.

Von nun an herrschte ein reger Briefverkehr zwischen unserer Klasse und der Einquartierung. Persönliches wurde erzählt – mein Partner hieß Wilfried, war fünfzehn Jahre alt und wollte Förster im Grunewald werden –, die Lehrer wurden durchgehehelt, und gelegentlich gab es auch die nicht zu unterschätzende Hilfestellung speziell bei unlösba- ren Matheaufgaben. »Ich kriege die Gleichung nicht raus, Du vielleicht?« Am nächsten Tag lag sie da und mußte nur noch ins Heft geschrieben werden.

Natürlich hätten wir ganz gern gewußt, wie unsere Briefpartner aussahen, aber so viel Courage, die vorgeschlagenen Treffen auch einzuhalten, hatten wir denn doch nicht. »Da geht bestimmt die ganze Illusion flöten«, meinte Gerda. »Ich stelle mir den Harald als gutaussehenden schwarzhaarigen Jüngling vor, so ähnlich wie Cary Grant, und in Wirklichkeit hat er vielleicht blonde Strähnen, Pickel und 'ne Nickelbrille. Nee, das lassen wir lieber.«

Irene korrespondierte mit einem Hans. Hatte sie uns anfangs noch die witzigen Briefchen gezeigt, so wurde sie im Laufe der Zeit immer zurückhaltender, behauptete, den Zettel schon weggeworfen oder verlegt zu haben, und wenn wir mal wieder gemeinsam etwas unternehmen wollten, hatte sie immer häufiger keine Zeit. Niemand ahnte, daß sie sich heimlich mit Hans getroffen und über beide Ohren verliebt hatte. Umgekehrt mußte es wohl so ähnlich gewesen sein. Einzelheiten erfuhr ich erst viel später, denn ich übersiedelte mit meiner Mutter nach Düsseldorf, und der Kontakt zu meiner Clique beschränkte sich bald nur noch auf gelegentliche

Briefe, die mit den Jahren immer seltener und immer kürzer wurden.

Ich hatte gerade bei einer Kinderzeitung mit dem Erwerb meiner ersten eigenen Brötchen begonnen, als ich abends eine Vermählungsanzeige aus dem Briefkasten fischte. Irene hatte ihren Hans geheiratet. Auf der Rückseite stand: »Pickel hat er nicht mehr, aber er trägt eine Brille und sieht trotzdem gut aus.«

Als ich nach etlichen Jahren zum erstenmal wieder nach Berlin kam, hatte Irene bereits zwei Kinder und wohnte schon in dem Haus, das noch heute mein heimliches Entzücken ist. Hans hatte die väterliche Gärtnerei übernommen und nebenher den Versand von Blumenzwiebeln aufgebaut, indem er aus aller Herren Länder Knollen importierte und an einen immer größer werdenden Kundenkreis verschickte. Ein paar Jahre später verkaufte er die Gärtnerei und widmete sich nur noch seiner Zwiebelkollektion, was weniger arbeitsintensiv, dafür um so lukrativer war. Eigene Kreuzungsversuche mit irgendwelchen exotischen Pflanzen sind zwar danebengegangen, doch für seine neue Tulpenzüchtung hat er sogar einen Preis bekommen; die Urkunde hängt im Gästezimmer.

Inzwischen hatte ich ebenfalls geheiratet, war mit recht aufwendiger Brutpflege beschäftigt, aber wenn ich mal wieder von allem restlos die Nase voll hatte, hängte ich mich ans Telefon und ließ mich moralisch aufrüsten. Nach einer halben Stunde Plauderei über die gesündeste Beschaffenheit von Schulbrot und die zweckmäßigste Behandlung aufmüpfiger Teenager war ich zwar aus meinem Tief nicht herausgekommen, doch ich hatte wenigstens bestätigt gekriegt: Irene ging es auch nicht besser!

Und dann klingelte eines Morgens das Telefon. »Hans ist tot.«

»Was?«

»Vor zwei Stunden. Herzinfarkt.«

Was sagt man in solch einem Fall? Tröstende Worte? Mir fielen keine ein, die nicht banal geklungen hätten. »Soll ich kommen?«

»Ja, aber nicht jetzt. Ich habe gleich die ganze Verwandtschaft auf dem Hals, dabei möchte ich überhaupt keinen sehen. Komm in ein paar Wochen, wenn ich wieder klar denken kann.«

Aus den Wochen wurden dann doch einige Monate, weil ich mir das Bein gebrochen hatte und mich selbst sehr trostbedürftig fühlte. Erst im Sommer wurde ich vom Familienverband für reisefähig erklärt.

Statt einer gramebeugten Witwe traf ich eine zwar blasse und um etliche Kilo leichtere, aber erstaunlich resolute Irene an. »Natürlich trauere ich immer noch um Hans«, sagte sie, die bei unseren Wiedersehen übliche Sektflasche entkorkend. »Wochenlang habe ich niemanden an mich herangelassen, doch schließlich war es vorbei. Die Trauer ist stiller geworden, und das Leben geht weiter.« Sie füllte die Gläser. »Prosit! Trinken wir auf uns!«

Dann sprudelte es aus ihr heraus: »Als der ganze Auftrieb vorüber und die lieben Verwandten mit dem üblichen Quatsch ›Wenn du Hilfe brauchst, wir sind immer für dich da‹ endlich abgezogen waren, habe ich notgedrungen den Schreibtisch durchforstet. Da fielen mir Bankauszüge in die Hände, Rechnungen, bezahlte und unbezahlte, Einkommensteuerbescheide und, und, und. Zu allem Überfluß hielt auch noch jeden Tag das Postauto vor der Tür und lieferte stapelweise Pakete mit Blumenzwiebeln ab, alles Bestellungen, die Hans noch in Auftrag gegeben hatte. Ich bin beinahe ausgerastet.«

»Kann ich mir denken«, murmelte ich, um überhaupt etwas zu sagen, denn vorstellen konnte ich mir diese Situation nicht.

»Dabei hatte ich doch von nichts eine Ahnung«, fuhr sie fort. »Hans war total patriarchalisch. Er hat noch nach der antiquierten Vorstellung gelebt, daß eine Frau ins Kinderzimmer und an den Kochtopf gehört, für geschäftliche Dinge aber zu dämlich ist. Wenn Not am Mann war, durfte ich zwar das Bügeleisen stehenlassen und Blumenzwiebeln verpacken, aber ich habe nie eine Rechnung geschrieben oder einen Scheck eingelöst.«

»Warum hast du dich denn gegen diese Bevormundung nie gewehrt?«

Sie zuckte nur mit den Schultern. »Wahrscheinlich hat es mir gefallen, daß ich mit dem ganzen Kram nichts zu tun hatte. Geld war immer da, keine Reichtümer, aber genug zum Leben, und für zwei oder auch mal drei Reisen pro Jahr hat es ebenfalls gereicht. Vor geistiger Verblödung schützt einen ja die Berliner Kulturszene. Wir sind oft ins Theater gegangen, hatten einen netten Freundeskreis ... Ich hab' doch nie daran gedacht, daß das von heute auf morgen vorbei sein könnte. Gib mal dein Glas rüber, die Flasche ist ja noch halb voll!«

Während sie die Gläser füllte, erzählte sie weiter: »Nachdem ich die Eckpfeiler unserer Existenz gesichtet hatte, rief ich den Steuerberater an. Der kam auch gleich, und dann haben wir stundenlang über den Papieren gesessen. Es gab nur zwei Möglichkeiten: die Firma verkaufen oder weitermachen. Ich habe mich für letzteres entschieden. Der Schnellkurs in Buchhaltung auf der Volkshochschule war auch ganz hilfreich. Jedenfalls wurstele ich mich schon recht gut durch. Zusammen mit den beiden Roten Socken klappt der Laden sogar fast reibungslos.«

»Rote Socken?«

Sie grinste. »Das sind meine beiden Mitarbeiter, junge Kerle noch, aber schwer in Ordnung. Ihrem Alter entsprechend, sind sie total links. Keine Demo, bei der sie nicht mit-

mischen, gelegentliche Übernachtung im Knast inbegriffen, aber sonst absolut kompetent und zuverlässig.«

Ich ließ meinen Blick durch das Wohnzimmer schweifen. »Bleibt denn unterm Strich genug Geld übrig, um das Haus zu halten und dir die Margarine auf der Stulle zu garantieren?«

»Es reicht sogar noch für eine Einladung zum Abendessen«, sagte sie lachend. »Ich habe nämlich nur am Wochenende Zeit zum Kochen.«

Seit jenem Tag ist eine Menge Wasser die Spree runtergeflossen, und unsere Freundschaft hat sich gefestigt. Wir sehen uns nicht oft, höchstens einmal im Jahr, und meist bin ich es, die sich in Marsch setzt. Irene hat nur im Winter Zeit zum Verreisen, weil da kein Mensch Blumenzwiebeln in den Boden steckt. Zu dieser Jahreszeit aber bietet mein schwäbisches Domizil wenig Anreize für Besucher. In den geschichtsträchtigen Burgruinen ringsherum, zur Sommerzeit von Touristen überrannt, zieht's im Winter ganz erbärmlich, und Heidelberg bei Schneetreiben ist auch nicht das Wahre. Umgekehrt ist Berlin im Winter äußerst attraktiv. Sämtliche Theater spielen, eine Ausstellung löst die andere ab, und ein Bummel über den abendlichen Kurfürstendamm ist unterhaltsamer als ein Spaziergang durch die Bad Randersauer Fußgängerzone.

»Bist du fertig?« tönte es von unten.

Himmel, nein! Ich hatte total vergessen, daß Irene mich zum Flugplatz bringen wollte. Ich hatte überhaupt vergessen, daß wieder einmal ein Abschied bevorstand. Mußte wohl ein bißchen zu tief in der Erinnerungskiste gegraben haben.

»Komme gleich!« Ich klappte den Koffer zu, machte ihn wieder auf, weil ich den Kulturbeutel im Bad vergessen hatte, suchte meine Schuhe, mein Ticket, das ich bei meiner An-

kunft vorsichtshalber aus der Handtasche genommen hatte, fand es – wie war es da bloß hingekommen? – in der Puppenstube, stopfte es in die Hosentasche, griff nach dem Koffer und polterte die Treppe hinunter. Unten drückte mir Irene ein verschnürtes Paket von Schuhkartongröße in die Hand. »Hier, kannst du mitnehmen.«

»Danke schön, aber ich kriege im Flieger was zu essen. Oder ist etwas anderes drin?«

»Na, Blumenzwiebeln, was denn sonst?«